
Stefan Hajduk

Identität und Verlust

*Der Wandel des Familienbildes und die Dynamik der Geniuspsychologie
in »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*

Einleitung. – Die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Goethe sieht sich heute mehr denn je mit dem Problem der umfassenden Berücksichtigung einer extrem ausgedehnten Forschungslage konfrontiert. Dies sollte indes bei einer Wiederaufnahme des Diskurses über Familie und Identität in der deutschen Literatur nicht dazu führen, einen diesbezüglichen Schlüsseltext unberücksichtigt zu lassen, der wie *Wilhelm Meisters Lehrjahre* eine kulturhistorisch nachhaltige Transformation der Familienstruktur samt der in ihr generierten Identitätsmuster poetisch zu gestalten wußte.¹ Eine ausführliche Diskussion von in diesem Zusammenhang wichtigen soziologisch, diskursgeschichtlich oder politisch akzentuierten Ansätzen muß im folgenden ebenso ausgespart bleiben wie diejenige vorwiegend gattungspoetisch, zeitkritisch oder intertextuell orientierter Arbeiten. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Goethe-Forschung insgesamt und im Falle *Wilhelm Meisters* auch die früh und intensiv einsetzende Rezeption und Wirkung allerdings die überlieferungsgeschichtliche Grundlage jeder gegenwärtigen Forschungsarbeit darstellen.

Für folgende Überlegungen ist die psychoanalytische Deutungstradition maßgeblich, die von Freud selbst über die *Wilhelm Meister*-Studien von Sarasin, Eissler, Roberts und Kittler bis hin zu derjenigen von Hörisch² reicht, von zahllosen Aufsätzen und Buchpassagen nicht zu reden.³ Gemeinsam ist diesen der endgültig vollzogene Abschied von idealisierenden, ein harmonisches Bildungsmodell für das bürgerliche Individuum am Text nur reflektierend bewahrheitenden *Wilhelm-Meister*-Deutungen. Zugleich teilen sie das Bemühen um ein psychologisch verfeinertes Verstehen des Textes. Ohne mich auf die Vielzahl subtiler Deutungsdifferenzen oder gar die internen Kontroversen der psychoanalytischen Schulbildungen näher als an gegebener Stelle in den Fußnoten einzulassen, konzentriert sich meine kritische Relektüre auf die an theoretischen Vorgaben Jacques Lacans ausgerichtete Interpretation von *Wilhelm Meister Lehrjahre*.

Nach der in psychologischer Hinsicht überwiegend an Freuds Theorie orientierten Studie Friedrich Kittlers ist es vor allem Jochen Hörischs an Lacans semiotisch verlängerter Psychoanalyse ausgerichtete Studie, deren Aufschlußkraft für den Roman insgesamt bis heute weitgehend überzeugend ist. Sie ver-

weist – entsprechend Goethes Bezeichnung Wilhelm Meisters als eines »armen Hundes«⁴ – traditionelle Deutungen von harmonischer Selbstentfaltung eines freien Individuums in den Bereich germanistischer Legendenbildung, indem sie *Wilhelm Meisters Lehrjahre* als eine *Problem-* und nicht als *Erfolgsgeschichte* der bürgerlichen Kleinfamilie dekonstruiert. Hörischs Argumentation folgt einer mangelökonomischen Logik der Liebe, welche Wilhelms Bildung unter dem negativen Vorzeichen der unschließbaren *Lücke im G-lück-e* lesbar macht.

Konsequent aber auffällig im Dunkeln bleibt dabei jedoch der psychogenetische Ursprung libidinöser Übertragungen im positiven Zeichen ihres *G-elings im G-lücke*. Mag dieses auch von einem Verlustgefühl melancholisch überschattet sein, so entgeht Hörischs Analyse damit doch ein Schlüsselmoment ihres eigenen Vorgehens. Denn die Hauptfigur zeichnet sich gegenüber anderen durch individuelle Vorzüge wie lernfähige Beziehungsbereitschaft, Talent zum Theater⁵ oder ethisch-ästhetische Bildungssensibilität aus, die ihre psychogenetischen Wurzeln jenseits ödipaler Entwicklungsmechanismen und Erklärungsmuster haben. Diese kritische Beobachtung an der für mich bislang am tiefsten schürfenden und psychologisch kohärentesten *Wilhelm-Meister*-Deutung bildet den Ausgangspunkt meiner Überlegungen.⁶

Denn die unzureichende Beachtung von Wilhelms Beziehungsbegabung samt Ersatzfindung für verlorene Liebesobjekte führt dazu, daß die für den Bildungsroman wichtige Thematik der subjektiven Identität entweder im strukturalen Feld ödipaler Triangulierung verallgemeinert oder der ideellen Überhöhung des ineffablen Individuums dient.⁷ Die folgenden Ausführungen zielen hingegen auf die lebensgeschichtliche Verwobenheit von generellen mit individuellen Subjektstrukturen, welche Wilhelm durch seine Verlusterfahrungen hindurch eine Art gebrochen kontinuierliches Selbstgefühl gewährt. Dieses wird als Ausdruck einer prekären Identität aufgefaßt, die sich durch eine relationale Binnenstruktur auszeichnet, die anhand der Geniusfiguration aufgezeigt werden soll. Im Beziehungsgeflecht der Herkunftsfamilie ebenso wie in dem der Turmgesellschaft basiert Wilhelms genius-relative Identität auf der Psychodynamik von Substitutionen eines inneren Anderen. Anders als in Konzepten selbstreflexiv konstruierter Identität können Geburt, Abschied, Verlust und Tod als Konstitutionsmomente der Selbstbildung (an)erkannt werden.

Familienbild. – Ich konzentriere mich zunächst auf die poetische Reflexion der frühen Kindheit sowie auf die von Wilhelm erinnerte Phase des Zehnjährigen. Diese im Roman thematische Kindheit koinzidiert kulturhistorisch mit der Entdeckung der Kindheit als psychogenetischer Basis von individueller Identität.⁸ Goethes Roman zeigt seinen Helden bei der auf ihn selbst bezogenen Rekonstruktionsarbeit zunächst im emotionalen Duett mit seiner Mutter, um ihn sodann diese familiäre Vergangenheitskompetenz in der Beziehung zu Mariane

als verfehlte Intimstrategie einsetzen zu lassen.⁹ Während die Mutter die daran geknüpfte Gefühlswelt nicht nur versteht, sondern aktiv an dieser als dyadisches Relat konstitutiv beteiligt war, bleibt und fühlt sich Mariane ausgeschlossen aus derselben und schläft ein, ohne daß dies vom schwelgenden Liebhaber bemerkt würde. Denn dessen egozentrisch organisierten und zugleich exzentrisch lancierten »Lieblingsgeschichten« (S. 33) sind zunächst die narrative Wiederholung eines exklusiven Dyadenglücks. Dieses zeigt in seiner überschwenglichen Übertragung auf die erste Erwachsenenliebe noch seine systemische Kleinfamilienhermetik, welche sich jetzt zugleich erstmals als strukturelle Insuffizienz bemerkbar macht: der Ausschluß jedes Dritten dient zur bipolaren Intensivierung eines Gefühls, welches dem Ich erlaubt, den Anderen als Moment seines Selbstbezugs zu erfahren. Dieses psychoanalytisch als imaginäre Größenselbststiftung aufzufassende Geschehen schreibt von seiner psychogenetischen Tiefenstruktur her freilich auch das Moment ursprünglicher Beziehungstiftung fort. Dyadische Erfahrungen von Zwei-Einigkeits sind auf einer prä-imaginären Vorstufe frühe Formen der Weltkonstituierung und hier keineswegs schon phantasmatische Imagines. Erst im Übertragungskontinuum symbiotischer Verklammerungen während der kernfamilialen Kindheit, und über diese hinaus, erhalten solchermaßen fortgesetzte Alter-Ego-Spiegelungen dann auch ihren imaginären Charakter mit teilweise pathogenen Zügen.

So lassen Wilhelms Erinnerungen und Träume in ihrer starken affektiven Gebundenheit eine Reihe unterschiedlicher Bilder erkennen, in denen sich emphatische Ursprungsphantasien mit dezentrierender Ambivalenz abwechseln und Figurationen des Selbst zwischen Integriertheit und Dissoziation einander überlagern und wieder ablösen. Da sind zunächst die in der Forschung oft nacherzählten Kindheitserinnerungen Wilhelms, die ihrerseits das nacherzählen, was dem Sohn von der Mutter in einer Art Gedächtnissymbiose als seine Erinnerungen souffliert und mit tatsächlich eigenen Erinnerungssequenzen amalgamiert wird. Wenn sich im ersten Buch Mutter und Sohn im detailbesessenen Aufrufen dyadischer Glücksmomente aus der emotionalen Tiefe ihrer gemeinsamen Vergangenheit einander überbieten, dann öffnet sich ihnen noch einmal der intersubjektive Binnenraum der Mutter-Kind-»Freude« (S. 13), der seine Exklusivität allein durch das eingespielte Aufeinanderbezogenheit seiner intimen Mitbewohner erhält.

Es ist dieses eines jener das kindliche Wunschleben animierenden Sozialisations-spiele, welche dem heranwachsenden Bürgersohn seine Kindheit als »paradiesischen Zustand« (S. 57) imaginativ gegenwärtig halten. Ihre sozialhistorische Ermöglichungsbedingung ist die Formierung der Kleinfamilie, wie sie von Kittler und Hörisch als thematische Innovation in der deutschen Literatur seit 1750 herausgearbeitet worden ist.¹⁰ Diese Konfiguration von Vater-Mutter-Kind wird in Wilhelms kindlicher Theaterarbeit in immer neuen Vari-

anten nachgestellt. Dabei befolgt das später »verwünschte Puppenspiel« (S. 12), das der zehnjährige Knabe von der Mutter gewissermaßen stellvertretend für seine Erziehung als Weihnachtsgeschenk erhalten hat, die neu eingeführten Regeln bürgerlicher Sozialisationskunst aufs genaueste. Sie geben dem Sohn alle Freiheiten des Dramaturgen, Regisseurs und Schauspielers in Personalunion, ermutigen ihn durch sein wunschbeflügeltes Nachspielen mythologischer Gegnerschaft (David gegen Goliath), infantile Ohnmachtsgefühle durch Allmachtsphantasien zu bekämpfen und ödipale Kastrationsängste in Phantasiesiege zu verwandeln. Dies geschieht unter den Augen der mütterlichen Liebe, ihrer bestärkenden Stimme, welche auch die väterliche Erlaubnis für das psychomythische Puppenspiel nach und nach einzuholen wußte.

Der in Lessings Dramen noch gegenüber den Töchtern das erzieherische Wort führende, wacker im Zentrum der Familie stehende Vater der Aufklärung gibt dieses Zentrum zugunsten der Mutter frei, die nun bei Goethe dem Sohn das theatralische Wort erteilt und selber in die koproduktive Rolle der bewundernden Zuschauerin schlüpft. Im Zuge dieser zugleich sozial- und literaturgeschichtlichen Veränderung der Vorzeichen von Pädagogik zu Bildung zieht sich der Vater in den abgedunkelten Hintergrund des Familienspektakels zurück, wo er ebenso großzügig wie gesetzlich waltet, indem er sich »verdrießlich« (S. 14) für die anonyme Rolle des Laios hergibt, der sich auf der imaginären Wegkreuzung im Lieblingsdrama des Sohnes auch schon einmal erschlagen läßt.¹¹ Es ist die Wilhelms Begehren mustergültig strukturierende Psychologie der Triangulation, die seine Inszenierungen des Puppentheaters als infantil-heroisches Agieren auf der Bühne der bürgerlichen Kernfamilie erscheinen läßt.

Diese Sichtweise auf den kindlichen Helden sowie seine soziologische Verortung werden von den psychoanalytisch geschulten Lektüren geteilt. Weitgehend auch die Ansicht, daß diese im kleinfamilialen Milieu geförderte Matrix des Begehrens Wilhelms Adoleszenz auf ihrer ersten Station bestimmt – und das heißt zum Scheitern seiner ersten Liebe ebenso wie zum Abschied vom Theater. Denn sowohl die Jünglingsliebe zur Schauspielerin Mariane als auch diejenige zum Theater, deren interne Verschränktheit dem Liebenden durchaus nicht entgeht, sind noch von Momenten des narzisstischen Wiederholungszwangs und mißglückender Übertragungsaktivität gezeichnet.¹² Wilhelms früh durch die mütterliche Gabe entwickelter »Geschmack am Schauspiele« (S. 12) intensiviert sich nämlich unter dem psychischen Druck der triangulären Familienverhältnisse im Hause Meister zu einer – wie es im Ton aufklärerischer Besorgnis heißt – »unmäßige[n] Leidenschaft« (S. 11). Diese führt ihn geradewegs in die ödipal induzierte Liebesnot, welche durch das nächtliche Eindringen des väterlich codierten Liebhabers Norberg in die Dyade der Verliebten ausgelöst wird. Diese gemäß dem Schema der Wiederkehr des Verdrängten symbollogisch gestaltete Intervention eines Dritten versetzt dem bis dahin übermütig ödipalisierten

Bürgersohn einen signifikanten »Streich I, der seinl ganzes Dasein an der Wurzel« (S. 77) trifft und seine narzisstische Identitätsschicht spaltet.

Deren Heilung durch Wandlung nimmt ausgerechnet im Transformationsmedium Theater ihren Ausgang, welches die Verlängerung seines symbiotisch-infantilen Wunschlebens zur beruflichen Lebensperspektive hatte werden sollen: Wie das kindliche Puppenspiel nicht nur Gelegenheit zu narzisstischen Größenselbst-Inszenierungen bot, sondern den Knaben auch die Objektivierung innerer Rollenkonflikte einüben ließ, so ist es nun die als institutionalisierte Übertragungsszene dienende Wanderbühne, die den Jüngling – zumal in der Rolle Hamlets – seine eigene Ambivalenz spiegeln und seine Identität dem transsubjektiven Rollenspiel der Differenzen aussetzen läßt.

In Kontinuität und Diskontinuität mit dem mütterlichen Erbe der Theaterleidenschaft lernt Wilhelm die psychischen Akteure auf der inneren Bühne seines Imaginären auf der äußeren Bühne sprechen zu hören, um sie auf symbolischer Ebene erkennbar wiederholen zu lassen, was seinen Verlust depressiv fixierte. Die Signifikanz der zugleich fremden und vertrauten Stimme des väterlichen Geistes während der Hamletaufführung erinnert Wilhelm nämlich an die Unerfüllbarkeit symbiotischer Beziehungswünsche, vergegenwärtigt den Tod inmitten des Lebens und läßt ihn das bislang im imaginären Zeichen unbegrenzter Wunscherfüllung verklärte Familienbild seiner Kindheit revidieren. Das Paradiesische derselben relativiert sich in dem Maße, wie die Verdrängung der väterlichen Position deren Akzeptanz über Figuren des Dritten weicht.

Die phantasmatisch intakte Erinnerung der Mutter-Kind-Symbiose aus der Puppenspielzeit, in der mythologische Frauenfiguren wie »die edle, heldenmütige Chlorinde« (S. 235) als krypto-amazonisches Liebesideal figurierten, versinkt in die Latenz einer nicht länger unproblematischen »Urgeschichte«. ¹³ Sie schreibt sich fort in melancholischen Erinnerungen an sein Lieblingsbild vom kranken Königssohn, der sich in inzestuöser Liebe zur Gattin des Vaters zu verzehren droht. Als jedoch »die schöne Amazone« als mannweibliche Retterin des nicht nur narzisstisch Verwundeten erstmals in ihre erst wundersame und später heilsame Erscheinung tritt, gehen diese Bilder noch einmal im Eindruck dieser Liebe auf den ersten Blick eine *dejà-vu*-artige Assoziation wie bei einem Sterbenden ein. Schließlich verblassen sie zusammen mit ihrer Phantasmatik auf dem Weg zur Turmgesellschaft als Ensemble früher Liebesobjekte. Solche palimpsestartige Übereinanderblendung von Frauenbildern, die der genesende Wilhelm mit der Amazonenerscheinung halluziniert, dienen der freudianischen Lesart von Dorrit Cohn ¹⁴ als Hinweis auf eine fortdauernde Mutterfixierung. Sogar noch die schließliche Verbindung mit Natalie wird von Cohn unter das Regime der ödipalen Triangulation gestellt, indem die väterliche Drittposition mit Lothario ein weiteres Mal als bedrohlich besetzt gesehen wird. ¹⁵

Solche theortreuen Lesarten schreiben ihrerseits jene Zwangsmomente der

psychoanalytischen Übertragung bis ans Ende der *Lehrjahre* fort, welche Wilhelm jedoch nur als Königssohn innerhalb der Kernfamilie und während seiner theatralischen Ablösung von dieser ankränkelten. Hingegen hat sie der verlust- aber erfolgreich gereifte Ankömmling in der Turmgemeinschaft nach überstandener Lebensnot gerade so weit hinter sich gelassen, wie es psychologisch möglich ist. Denn erstmals ist er imstande, durch väterliche Konkurrenz besetzte Liebesobjekte unbeschwert aufzugeben. Dies zeigen gerade jene auf der Schwelle zur paternalen Sphäre der Turmgemeinschaft erscheinenden »Traumbilder«, welche Cohn indes zum Ausgangspunkt ihrer dogmatischen Traumdeutung nimmt: »Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgendeines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide, und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Marianen bei der Hand und führte sie nach der Laube. Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer.« (S. 425) Bereits hier ist deutlich, daß die mit dem paradiesischen Topos des Gartens metaphorisierte Kindheit jetzt als eine erstmals weitestgehend ambivalenzfreie Sphäre re-imaginiert werden kann. Rückblickend und psychologisch korrekt wird Mariane nunmehr ohne weiteren ödipalen Streß dem vakanten Fluchtpunkt des mutterzentrierten Familienbildes zugeordnet. Auch der weitere retrospektive Traumverlauf, welcher das ganze postfamiliäre Romanensemble an Bezugspersonen, Geliebten und zugelaufenen Kindern nunmehr »in einem fremden Garten« (S. 425) versammelt, weist eine psychodramatische Auflösung und nicht Fortschreibung konfliktueller Verstrickungen auf.

Alle inneren Entwicklungslinien, die Wilhelms bisherigen Lebenslauf als seine Identität bündeln, münden in jenen »Teich«, auf den das »Kind« im Traum »gerade« zulief und auf dessen »andern Seite« die »schöne Amazone« am »Ufer« ging (S. 425). Diese vermag mit magischer Fingerkraft, gleichsam spielend leicht das Kind in ihre Nähe zu retten, welchem Wilhelm vergeblich nachgelaufen ist. Hier ist die später als Natalie sich entpuppende Amazone durch konnotativ verschmolzene Imagines des Weiblichen gleichsam offen chiffriert. Sie bildet in virtuoser Vereinigung ästhetischer (schön) und mütterlicher (zwei Knaben), ethischer (rettende Hand) und sexueller (feurige Tropfen), magischer (Finger, Schleier) und intermanueller Kompetenzen und Attribute den »würdigsten Gegenstand« von Wilhelms gereinigtem »Verlangen« (S. 425). Dieses ist in der Amazone erstmals so konfiguriert, daß deren Vollkommenheit nicht mehr den Effekt von Wilhelms Idealisierung, sondern die psychosexuelle Reife desselben repräsentiert.

Im Namen der Geburtlichkeit, der an die weihnachtliche Begabung zur Mütterlichkeit erinnert, personifiziert *Natalie* zumal die Kraft zur Schöpfung eines

neuen Kindheitsparadieses, welches im Namen *Felix* ein noch glücklicheres zu werden verspricht. Dessen mütterliche Adoption durch Natalie und des Vaters nomadische Abwesenheit sucht die kernfamiliale Problematik der ödipalen Triangulation weitgehend zu vermeiden. So steuert die von der Turmgemeinschaft späterhin angewiesene Aussendung Wilhelms auf seine folgenden Wanderjahre auch bereits zu einer Revision der gerade erst formierten Kernstruktur der bürgerlichen Kleinfamilie bei. Mit dem Ende der Lehrjahre kündigt sich damit die Heraufkunft des kaum weniger problematischen Familienmodells der alleinerziehenden Mutter an, das freilich unter dem geheimen Regime der Turmgemeinschaft eine paternale Rahmung vorläufig bewahrt.¹⁶

Das Familienbild Wilhelm Meisters wandelt sich vor allem infolge einer Perspektivenverschiebung. Stand er selbst als Sohn im Zentrum der von der Mutter-Sohn-Beziehung beherrschten Kernfamilie, solange diese die Herkunftsfamilie meint, so rückt er selbst mit der Bildung einer eigenen Familie in die periphere Position des Vaters. Durchkreuzt wird diese scheinbare Linearität der familialen Generationenkette freilich dadurch, daß der Sohn Felix, dessen sich die Gattin Natalie annimmt, nicht das Produkt einer Fortpflanzungsfamilie ist, sondern vom Vater hier einer Ersatzmutter zugestellt wird, welche die Stelle der toten ehemaligen Geliebten einnimmt.

Das Ende der Lehrjahre im individualpsychologischen Sinne von Wilhelms Identitätsbildung wird von der Forschung zu Recht auf den Abschluß des fünften Buches vorverlegt.¹⁷ Denn nach dem Interludium der *Bekenntnisse einer schönen Seele* im sechsten beginnt das siebte Buch mit dem oben zitierten Gartentraum, der das Romangeschehen in psychischer Codierung reformuliert. Während Cohn darin das unentrinnbare Schicksal zwanghaft wiederholter Triangulation entziffert, in welchem alle Problemlösungsversuche als Beweis weiteren Verstricktseins abgewinkt werden, hat Hörisch – ohne auf den großen Traum näher einzugehen – bereits die gesamte Handlungsanlage psychoanalytisch schlüssig rekonstruiert. Hörisch erkennt die seit Wilhelms Hamletspielen vollzogene Herauslösung aus mutterfixierter Befangenheit, seine »Wendung von der Mutter zum Vater« an, dessen Geist er nach seinem Tod nicht weiter verdrängt.¹⁸ Damit ist der entscheidende – genauer: der das Imaginäre vom Realen scheidende – Schritt zur psychischen Identitätsreife getan, die mit seiner »Initiation in die bislang geflohene Ordnung des Symbolischen statt« hat.¹⁹

Die von Freud bedachte, erfolgreiche »Zertrümmerung des Ödipuskomplexes«, welche für Cohn eine Chimäre bleibt, zeigt sich nicht in einem Verlöschen von Erinnerungs-, Phantasie- oder Familienbildern; vielmehr im Gewinn der vollen Sprach-, Handlungs- und Beziehungsfähigkeit unter Beachtung der Symbolqualität der Regeln der intersubjektiven Ordnung. Eben dies machen nicht erst und nicht zuletzt Wilhelms Traumbilder ansichtig, deren Schlußsequenz »Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten« (S. 426) gehen läßt.

Dieser ist nicht mehr derjenige des Kindheitsparadieses seiner bürgerlichen Herkunftsfamilie, sondern der diesem »entgegengesetzte« (S. 425) »fremde« Kinder-»Garten« seiner eher unkonventionellen Fortpflanzungsfamilie, die hier durch erträumte Wunscherfüllung vorweggenommen wird.

Schicksalhaft entschieden und nähekompetent zugleich läßt Wilhelm sich »gern« von der »Hand der Amazone« zurückhalten (»Wie gern ließ er sich halten!«), als er »seinen Vater und Marianen l. . l im Fluge durch die Allee hinschweben« sieht (S. 426). Sie fliehen vor dem blonden Friedrich²⁰, der als Figuration androgyn flottierender Identität nunmehr Wilhelm selber, »mit seiner schönen Begleiterin«, nicht mehr irritieren kann (S. 426). Mit seiner Aufnahme in die Turmgesellschaft hat Wilhelm die Transfiguration seines Familienbildes von einer mutter-sohn-zentrierten Kleinfamilie zu einer institutionalisierten Form der Symbolordnung im Namen des Vaters *gemeistert*.

Dieses Meistern von Initiationsproblemen wirft indes Fragen nach seinen Voraussetzungen auf. Sie allein sozialpsychologisch im deutschen Kaufmannsmilieu der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oder gar im (turm)gesellschaftlichen Zusammenrücken von Bürgertum und Adel zu suchen, kann angesichts des Scheiterns anderer Figuren unter vergleichbaren Sozialisationsbedingungen nicht überzeugen. Zumindest notwendige Ermöglichungsbedingungen stellen prä-ödicale und noch frühere Erfahrungen dar, die es »unserleml verunglückten Freund« in seinen Adoleszenzkrisen erlauben (S. 6), der anfangs im kernfamilialen Umfeld puppenspielerisch agierten Übertragung eine autotherapeutische Wendung in seinem jungen Erwachsenenleben zu geben. In letzterem unterscheidet er sich insbesondere vom jungen Werther, aber auch – maßgeblich für den weiteren Romanverlauf – von den ihm kontrastiv beigeordneten thanatologischen Leidensfiguren Mignon und Harfner. Denn diese beiden nachnamenlosen Initiationsverweigerer verlieren nicht nur ihren psychopoetischen Platz neben und mit Wilhelm in einer wundersamen Ersatzfamilie, sondern mit dieser Funktion verlieren sie bald auch ihr Leben. Zusammen mit Mariane, Aurelie und dem Fürstenpaar bilden sie eine Reihe von Todesfällen, welche den offerlogischen Geleitzug zu Wilhelms Symbolinitiation bilden und zugleich deren möglich gewesenes Scheitern vor Augen führen. Ihrem Gelingen im paternalen Zeichen der Turmgesellschaft als objektivierter innerer Führung ist indes die im maternalen Zeichen erfolgte Privilegierung des Kindes in der bürgerlichen Kleinfamilie vorgeschaltet.

Die Turmgesellschaft kann als eine soziale Agentur der Symbolordnung verstanden werden, welche die Funktion der mutterzentrierten Kernfamilie übernimmt, nämlich dem bürgerlichen Individuum ein kreatives oder doch hinreichend stabiles Selbst einzupflanzen.²¹ Die im Kern entelechischen, ich-konstruktiven Sozialisationsbedingungen der Kleinfamilie werden in der Turmgesellschaft erweitert. Dort wird analytisch und archivarisch umfassender kulti-

viert, was in der Bürgerfamilie auf die Kindheit fixiert bleibt: die Kultivierung des Selbst-Welt-Verhältnisses als eines lebenslangen Bildungsprozesses. Damit wird die Kleinfamilie in ihrer gesellschaftlichen Aufgabe entlastet. Die Primärsozialisation wird in sekundären Stufen fortgeschrieben zu einem Modell einer Gesellschaft, die im utopischen Zeichen des Turmes familienpsychologische Errungenschaften zu sozialisieren trachtet, indem sie die Bildungsbedingungen des individuellen Subjekts in gattungsgeschichtliche Dimensionen zu expandieren sucht.

In dieser psychosozialen Perspektivierung kommt Wilhelms Lebensweg jene Mustergültigkeit zu, wie sie diesem unter dem Aspekt der *Bildung* in traditioneller Exegese zugeschrieben wird. Die ästhetisch-ethische Grundierung des Bildungskonzepts ließ jedoch auch seine irreführende Überhöhung zum Humanitätsideal zu, in dessen Licht alles Negative aus Wilhelms Lebensweg zu verschwinden hatte.²² Dieser ist indes durch einander ablösende Momente der Freude und des Schmerzes, der Ergänzung und des Bruches sowie der Liebe und des Todes gezeichnet. Unter dem doppelten Vorzeichen psychischer Integration wie auch Desintegration wird Wilhelms Lebensweg als ein durch existentielle Verlusterfahrungen gezeichnetes Gelingen von Identitätsbildung lesbar, dessen Ermöglichungsbedingung in unausgesetzter Erfahrungsoffenheit für Alterität besteht. Schließlich sind es transsubjektive Strukturen, innerhalb welcher die Entwicklung des Selbst stattfindet, und in denen es das seiner Medialität gemäße psychosoziale Element erst finden muß.

In dieser Perspektive der Verschränkung von Identität und Verlust, Glück und Schmerz, der Zusammengehörigkeit des Selbst und des Anderen sowie der Liebe und des Todes erübrigt sich zum einen die für die Goetheforschung lange Zeit so unfruchtbare Deutungsalternative, ob *Wilhelm Meister* ein harmonisches Bildungsideal figuriert, oder aber seine Lehrjahre vor allem eine Deszendenz ins unglückliche Bewußtsein darstellen. Jenes ist ohne dieses nicht zu realisieren und schon dadurch weniger harmonisch als melancholisch. Zum anderen läßt sich der zwischen dem Lustprinzip, dem erinnerten Dyadenglück des Kindheitsparadieses einerseits, und dem Realitätsprinzip, der erlernten Entsaugungsmelancholie in der Turmgemeinschaft andererseits vollzogene Wandel von Wilhelms Familienbild im Zeichen einer Ambivalenz verstehen, welche seine kleinfamilialen Sozialisationsverhältnisse ihn verinnerlichen ließen.

Die Auflösung dieser Ambivalenz, welche den dadurch erst ermöglichten Eintritt in die Turmgemeinschaft ritualisiert, ist nach meiner These indes nur erklärbar auf einer psychologisch tieferen Basis: Sie besteht aus den bereits pränatal initiierten und frühkindlich vorgebildeten Formen ganzheitlich erfahrener Dualität im Einklang mit einem tragenden Anderen. In Anlehnung an Peter Sloterdijks *Mikrosphärologie*²³ ist damit die Rede von urpsychischen Stadien dyadischer Integrität, in denen durchaus frei von Ambivalenz, Irritation und Verlust kom-

muniziert worden sein muß. Sie sind es letztlich auch, welche das ödipale Familiendrama samt seiner extrafamilialen Folgeturbulenzen überleben und den heranwachsenden Wilhelm seine wiederholten Identitätsnöte durchstehen lassen.

Unvordenklicher »Genius der Frühe«²⁴ ist nach dieser These der Mutterchoß als Urzelle des Duals von fötalem Selbst und plazentalem Anderen. Er bot dem noch namenlosen »Wilhelm« eine Sphäre des In-seins, die vor dem Zur-Welt-Kommen das Zu-sich-Kommen eines anfänglichen Selbst ermöglicht, insofern dieses als Effekt (s)eines uterinen Resonanzspiels mit dem plazentalen Double verstanden werden kann.²⁵ Zurückgehend auf die psychogenetische Urbehälterform als primordialen Erfahrungsraum eines Präsubjekts läßt sich die produktive Perspektive von Wilhelms Beziehungstätigkeit erschließen. In dieser erfolgt ein lernfähiges Umbesetzen der Position des Intimbegleiters des Selbst, der als dessen räumlich lebendiges Komplement verstanden werden kann. Es beginnt mit dem Erscheinen der Mutter an der ihr noch vorangehenden Stelle des ursprünglich plazentalen Selbststifters.

Das mütterliche Andere als erstmals erweiterter Quellbezirk des Selbstbezugs wird sodann erst durch intra- dann auch extrafamiliale Kandidaten substituiert. Diese kokonstituieren das Selbst fortan als imaginäre oder aber psychisch reale Ergänzungshelfer in Form von Schutzgeistern oder Vaterfiguren, Genien oder Geschwistern, Spielgefährten oder Lebenspartnern, Phantasiegestalten oder Freunden, Idolen oder Liebesobjekten. Ihre glückliche oder aber unglückliche Wahl und damit (Dys-)Funktionalität als Selbstergänzer sind von den jeweiligen Sozialisationsbedingungen beeinflusst sowie abhängig von der Gegebenheit einer hinreichend guten Mutter. Notwendig bestimmt sind sie indes durch psychopositive Resonanzerfahrungen in der mutterleiblichen Dualsphäre und innerhalb der schrittweisen Erweiterung derselben um die Positionen des Vaters, der Geschwister und Fremden zur multipolaren Beziehungssphäre.

Für Wilhelms Entwicklung psychologisch vorentscheidend, den Wandel seines Familienbildes ebenso vorzeichnend wie die Sinnhaftigkeit seiner »bürgerliche[n] Epopöe«²⁶ insgesamt, sind demnach pränatale und frühkindliche Phasen der Subjektwerdung, die sich direkten Formen epischer Darstellung entziehen. Allerdings sind gerade sie es, welche an den motivischen Knotenpunkten des narrativen Geflechtes indirekt und symbolisch verdichtet zugleich zur Darstellung kommen.²⁷ Sie sind ins Reflexions- und Handlungsgeschehen des Romans als wirkungsmächtige Momente der Absenz, der Lücke, der Seligkeit oder der Frühe strukturbildend eingebunden. In den unterschiedlichen Formen der Erinnerung, der Sehnsucht, der Liebe und des Glücks werden sie während der Lehrjahre immer wieder als Zustände erfüllten Enthaltenseins vergegenwärtigt, neu versucht, verfehlt und transfiguriert. Die Dynamik psychosphärischer Transformationen soll im folgenden anhand des Genius-Motivs gezeigt werden, mit

welchem sich der esoterische Familienkreis in die exoterische Weltoffenheit der Turmgesellschaft weitet.

Geniuspsychologie. – Dem Genius-Konzept der griechisch-römischen Antike ist die tiefenpsychologische Dualstruktur individueller Identität gut ablesbar, wie folgende, anlässlich einer Geburtstagsfeier um das Jahr 238 n. Chr. vorgetragene Zusammenfassung desselben zeigt: »Genius ist der Gott, in dessen Schutz (*tutela*) jeder lebt, sobald er geboren wird. »Genius« heißt er sicher von »genos« (zeugen), sei es, weil er dafür Sorge trägt, daß wir gezeugt werden, sei es, weil er selbst gleichzeitig mit uns gezeugt wird, oder sei es auch, weil er uns als Gezeugte übernimmt (*suscipi*) und beschützt. I . . J Der Genius ist uns aber als wachsamer Beschützer (*adsidius observator*) in der Weise beigegeben (*adpositus*), daß er sich auch nicht den kleinsten Augenblick weiter entfernt (*longius abscedat*), sondern uns von der Übernahme vom Mutterleibe an bis an den letzten Tag des Lebens begleitet (*comitetur*).«²⁸

Wilhelms im Ersten Buch dargestellte Erinnerungen reichen naturgemäß nicht bis zu seiner Geburt oder gar Zeugung zurück, so daß die Frage nach der Gleichursprünglichkeit einer ihn schützenden Individualgottheit offen bleibt. Statt dessen gilt es, textuelle Verweise auf eine solche und ihren Bedeutungszusammenhang zu rekonstruieren. Hierzu gehen wir von einer Schlüsselfigur des Romans aus, die von der Forschung als Genius aufgefaßt worden ist: Mignon.²⁹ Rückblickend von der Begegnung mit ihr soll die Geschichte und Variabilität von Wilhelms Genius untersucht werden.

Auf Wilhelms Lebensgang begegnet Mignon als ein fremdes Wesen, das in seiner zugleich sprachlosen, zwitterhaften und symbolträchtigen Körperlichkeit rasch zum Zeichen eines Verlustes avanciert, dessen Kompensation zur Frage des Überlebens wird. Anders als ihr neuer Besitzer wird Mignon selbst, die ihrerseits Wilhelm zum Schutzgeist ausersieht, *ihr*en existentiellen Verlust, den in stummem Heimweh verborgenen Verlust ihrer inzestuösen Herkunftsfamilie, bekanntlich nicht überleben.³⁰

Die traumatische Entführung aus ihrer norditalienischen Heimat und die damit hinter den Bergen der Vergangenheit im Dunkeln kindlicher Erinnerung frühzeitig verschwundene Welt identitätsstiftender Beziehungen verbinden sich zu einer Erinnerungsmelancholie, die ihren prägnantesten Ausdruck im berühmten Sehnsuchtslied findet. In dessen bittersüßem Klang klingt indes nicht nur die Tiefe des Schmerzes mit, sondern vor allem die Verzweiflung über die Unmöglichkeit der Behebung seiner Ursache. Das flehentliche Anrufen ihres nur vermeintlich, da vorübergehend kongenialen Schutzgeistes »Meister« unter den Namen »Gebierter«, »Vater«, »Geliebter«, »Beschützer« verrät bereits etwas von der letztlich nicht heilsamen, eher zusätzlich pathogenen (Über-)Besetzung der verwaisten Beziehungsstelle eines Genius durch einen seinerseits an Verlust-

schmerz verzweifelnden »Verlorenen« (S. 78, 144 f.). Denn Wilhelm hat noch mit dem »ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerz« (S. 76) einer verlorenen Liebe gegen »das erbärmliche, leere Gefühl des Todes« (S. 77) zu kämpfen, als er in jener vorgeschlechtlichen »Kreatur« die infantil-artistische Verkörperung (s)eines tödlichen Gefühlsschmerzes erblickt.

Anders als die zu Beginn der *Lehrjahre* symbolträchtig illustrierte Identifikation mit dem abgründigen Liebesleid des Königssohns³¹ samt seiner ödipalen Naivität, ist Wilhelms Entdeckung Mignons nicht vom immer auch sexuell codierten Begehren gesteuert, sondern verdankt sich dem nach Liebesdesastern geschärften Sinn für das Bedürfnis – das eigene wie das anderer.³² »Zerschmettert am Fuße seiner Wünsche« liegt der allzu kühne »Abenteurer« der Liebe, nachdem die erotische »Strickleiter«, an der er sich aus dem emotionalen Bedürfnis ins sexuelle Begehren erhoben hat, gerissen ist im Erschrecken vor dem in Marianes (vermeintlicher) Untreue drohenden Selbstverlust. Statt beherzt und vernunftgeleitet die phantomatisch wahrgenommene Möglichkeit eines Nebenbuhlers durch Aufklärung der Vorgänge auszuschließen, worauf Mariane ebenso flehentlich insistieren wie vergeblich warten wird,³³ zieht er sich kastrationsängstlich hinter die Triangulationslinien zurück. Dorthin, wo die Gefahr der Selbst- qua Wunschvernichtung durch Konfrontation mit Spaltungsfiguren des Dritten, des Rivalen oder des väterlichen Geistes im Sinne Hamlets erneut nicht zu bestehen scheint. Seine Regression in die symbiotische Disposition erlebt Wilhelm mit »bittersten Schmerzen« und betrachtet es als ein über ihn ergangenes »Gericht«, daß er »die verloren habe, die anstatt einer Gottheit mich zu meinen Wünschen hinüberführen sollte.« (S. 85) Da deren Erfüllung oder auch nur Formierung mit der vorerst gescheiterten Transposition des Bedürfnisses ins Begehren verunmöglich sind, bleibt nur mehr die Rückbindung³⁴ an eine schützende »Gottheit« (S. 85), wie sie ihm aus der Kindheit in den Beseelungsformen der Mutterliebe und des Puppentheaters vertraut sind.

In der ersten außerfamilialen Formation hat die intime Nähesphäre eine strukturelle Erweiterung ins intersubjektive Feld auch der *erotischen* »Seligkeit zweier Liebenden« (S. 11) erfahren und weist doch mit Blick auf die in der Liebe zu Mariane reproduzierten Mutterimagines Züge der Kontinuität auf. Mit dem »großen Verlust« (S. 78, 83) dieser »Liebe« (S. 79), dessen Erfahrung als Beziehungstod den späteren Tod Marianes logifiziert, setzt zugleich der Zerfall einer weiteren Ersatzformation des individuellen Genius ein: der Kunst. Wilhelms resignative Entschlossenheit, »von dem Umgange der Musen sich loszureißen« (S. 79) im Augenblick höchster Trennungsnot, verweist auf den seinem »Talent als Dichter und Schauspieler« sowie seiner erotischen Beziehungsbegabung gemeinsam zugrunde liegenden Glauben daran, im lebendigen Anderen seine eigene Identität als lebendige erhalten zu können. Das macht aus dem Scheitern der Liebe einen »so großem Verlust«, die »Leiden« so abgründig, den

»Schmerz« so tief, daß mit und in ihnen die Überzeugungen erlöschen, als »Liebling« der »Natur« fortgesetzt erschaffen zu werden, selbst Lebendiges durch Kunst erschaffen zu können und daß der Genius noch an seinem Platze, gegenüber, ganz nah ist (S. 77 f.). Damit hat der »Streich«, der mit Mariane als Verkörperung des »Heiligtums der Liebe« (S. 74) und der Schauspielkunst die gegenwärtige Bestbesetzung der lebensfördernden Begleiterstelle abgetrennt hat, »sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen« (S. 77).

Dieser tiefen Genius-Krise geht der bisherige Höhepunkt an lebendig geteiltem Intimitätsgefühl voran. Dessen Intensität verdankt sich der familialen Vielfältigung der Seelenbegleitung und ihrer postfamilialen Neubesetzung im »Namen einer göttlichen Führung« (S. 71). Im glücklichen Eindruck dieses psychosphärischen Kontinuums dehnt sich Wilhelms »Dasein wie ein goldener Traum« ins Gefühl ozeanischer Weite (S. 72). Dessen lebensgeschichtlichen Zielpunkt visiert er in einem »Heilort für unsere Liebe« an, welcher das bipolare Einssein im intimen Dual auch bei »jeder Entfernung« durch nächtliche »Melodien« und die »feinste Stimmung der Liebe« verewigt: »Ach! zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetuhren: was in der einen sich regt, muß auch die andere mitbewegen, denn es ist nur eins, was in beiden wirkt, eine Kraft, die sich durchgeht.« (S. 72)

Während dieses dynamisch polarisierte Zu-zweit-Eins-Sein seinen sachlichen Ausgangspunkt im plazentalen Medium der fötalen Matrix hat,³⁵ bildet seinen narrativen Ausgangspunkt der mikrokosmische Dualraum des glücklichen Beginns der Marianeliebe im ersten Buch. Dieser wird vom Erzähler in makrokosmischer Korrespondenz zur alteuropäischen Welten- oder Sphärenharmonie beschrieben, wenn »die Liebe mit schauernder Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele Ilieff; es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.« (S. 73)

Die kosmoerotische Metaphorik vollzieht weniger die sexuelle Weitungserfahrung nach als vielmehr die akustisch-taktile Realität der Weite des Welt-raums im Maße von dessen imaginativer Gestimmtheit als gespürter Selbst-raum. Die »holden Sterne« markieren den äußersten Rand desjenigen Anderen, welches mit dem innersten Bereich des Selbst durch Korrespondenz des Gefühls in Verbindung steht. Wie die »Entfernung« im mikrosphärischen Stimmungs-raum zwischen den beiden Polen der Liebenden magnetopathisch überbrückt wird, so bleibt noch das makrosphärische Ausdehnungsmaximum nach dem Modell wechselseitig dynamisierter Feldkraft vermittelt: »Unter den holden Sternen hingestreckt, war ihm sein Dasein wie ein goldener Traum.« (S. 72)

Diese Fähigkeit Wilhelms zur mühelosen Erweiterung der intimsphärischen »Seligkeit zweier Liebenden« (S. 11) zur gefühlssphärischen Offenheit zur Welt als Beseelungsganzes ist unter psychogenetischem Aspekt deutbar. Und zwar als Rückverweis auf das intakte Beseelungsverhältnis zwischen seinem werdenden

Selbst und dessen Ur-Genius in der medialen Funktion des plazentalen »Double als Membran«³⁶. Danach ist Wilhelms Genius nicht disjunktiv oder summativ in Mignon, Mariane, seiner Mutter oder aber später in Felix, Natalie oder anderen Turmvertretern zu identifizieren. Vielmehr bilden diese eine psychodynamische Serie von Umbesetzungen der Geniusposition, welche entsprechend den Bildungsphasen und ihren jeweiligen Vermittlungsbedürfnissen vorgenommen wird. Als unterschiedliche, Wilhelm nur zeitweilig begleitende Genien bleiben sie Postfiguranten seines lebenslangen Urbegleiters im römischen Sinne eines entweder *mitgezeugten* oder aber *mitgeborenen* Genius. Gemeinsam ist ihnen die gegenüber Wilhelm ausgeübte Ergänzungsfunktion, wodurch dessen Subjektivität vom inneren Anderen nicht nur kontinuierlich begleitet wird, sondern sich von diesem her als konstituiert erfährt.

Möglich ist dies nur dann und solange sie als Selbstergänger dem tiefenpsychologisch fundierten Genius-Sockel aufgelagert sind, der als fötales Relikt aus dem primordialen Dualraum subjektiver Innerlichkeit aufragt. Wie diese einst unter den primitiven Bedingungen der »intrauterinen Blase [als] Dort-Hier-Struktur«³⁷ initiiert und frühkindlich auf einem protostrukturellen Feld starker Beziehungen hervorgetrieben worden ist, so müssen alle genialen Nachfolger diese basale Genius-Struktur auf inspirierende Weise zu rekonfigurieren wissen.

Vorbildlich gelungen zu sein scheint dies – im Gegensatz etwa zur Mutter Mignons³⁸ – Wilhelms Mutter. Wenn man nicht mehr die Mutter selbst – wie noch Hegel – als den »Genius des Kindes«³⁹ begreift, sondern eigentlich das plazentale Double des Fötus, dann bildet das beginnliche Resonanzspiel letzterer das kryptopsychologische Modell für den späteren Aufbau von differenzierteren Selbst- und Welt-Verhältnissen sowie von tragfähigen Intra- und Inter-Subjektivitätsbeziehungen. So klingt das akustische Primat des vorgeburtlichen Stadiums noch in der narrativen Organisation der Szene von Wilhelms existentieller Erinnerungsexstase⁴⁰ nach, wenn diese mit ihm bewegender »angenehme[r] Nachtmusik« der »Spieleute« und »Sänger« einsetzt, deren »schwebende Töne« er dann als telekommunikatives Medium der wechselseitig gemeinsamen Frequenz ihrer »zwei liebende[n] Herzen« auf dem »Platz vor ihrem Hause« installiert: »Sie hört auch diese Flöten,« sagte er in seinem Herzen; »sie fühlt, wessen Andenken, wessen Liebe die Nacht wohlklingend macht; auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinste Stimmung der Liebe.« (S. 72)

Die mit der Geburt zunehmende Bedeutung des Taktilen für die geniuspsychologische Anwesenheitsvergewisserung wird im unmittelbar Folgenden nachgebildet, wenn Wilhelm, »abwesend von ihr, in Gedanken an sie verloren, ein Buch, ein Kleid oder sonst etwas berührte und glaubte, ihre Hand zu fühlen, so ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet« (S. 73). Die melodios indu-

zierte Nähe-Imagination steigert sich anhand geistnährender (Buch) und körpernaher (Kleid) Gegenstände zur Berührungsgewißheit, deren Stupor in motorischen Reflexen ausagiert wird: »Er umfaßte einen Baum, kühlte seine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht saugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Busen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte; es war vergessen, es steckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, seine Glieder zitterten vor Verlangen.« (S. 73)

Abgesehen vom fetischistischen⁴¹ Tuchfühlungsversuch, deckt hier das körperliche Verhalten der Leidenschaft des Erwachsenen sich mit demjenigen des Bedürfnisses eines Neugeborenen. Die unfaßbare Umfänglichkeit und beruhigende Stabilität des ersten Liebesobjekts verkörpert sich im Baum, die in sich »bewegte« und körperliche (»Wange«, »saugten«) Nähe des Atems (»Winde«) der Mutter (»Nacht«) ist als die archaische Natur metaphorisiert. Diese trägt das Lebendige liebend an ihrem »Busen« und inspiriert es seinerseits zur Liebe, deren Wechselbezug die innere Präsenz des Anderen eigendynamisch hervorbringt: »Er l. . . l dachte sich selbst so nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam sie müßte nun von ihm träumen.« (S. 73)

Wilhelms rückhaltloses Vertrauen, seine innere Ruhe und das euphorische »Versprechen« des »Einander«-angehörens und »Füreinander«-lebens (S. 65) basieren auf einer liebesökonomischen Vorstellung, nach der »keins von beiden letwasl verläßt oder verliert« (S. 65). Dem zugrunde liegt eine Logik der Geniesliebe, nach welcher die Lebenslänglichkeit des Begleitet- und Beschütztwerdens dadurch gewährleistet wird, daß der Begleiter- oder Schutzgeist eine Variable darstellen. Die Konstanz des Selbstgefühls, der Wilhelms häufige Reflexion seines Bildungsganges gewidmet ist, hängt von der Kontinuität des konstitutiven Anderen als psychischer Präsenz ab, nicht jedoch von dessen Identität. Der Verlust eines Genius kann gleichsam verlustfrei ausgeglichen werden, vorausgesetzt, die psychische Disposition des Selbst, »die Stimmung, die aus dem Innersten kommt«, bleibt offen für seine Kompensation im Anderen: »fühltest du dich genug in dir selbst, so würdest du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, dich in andern fühlen zu können.« (S. 55)

Aus psychodynamischer Sicht können vorangegangene durch folgende Seelenbündnispartner ersetzt, Schutzgeistkonfigurationen psychischen Entwicklungsstadien entsprechend transfiguriert werden: »Mein Herz hat schon lange meiner Eltern Haus verlassen; es ist bei Dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. Ist wohl einem Menschen so gewährt, seine Wünsche zu verbinden, wie mir?« (S. 65). Wilhelms nur in der Mitteilung mögliche (»Deine«) »Liebe« und als geteiltes auch erfahrbare (»Dein«) »Glück« »verbinden« in der Beziehung zu einer Schauspielerin die in der Kindheit getrennten Beseelungsquellen der Mutterliebe einerseits und des Puppentheaters andererseits (S. 65). Diese in ihrer geniuspsychologischen Zusammengehörigkeit nur unzureichend durchschauten Objekt-

bereiche⁴² gehen in Wilhelms »Plan«, Mariane zu heiraten und selbst zur Bühne zu gehen, eine nunmehr auf Adoleszenzniveau nur erneuerte Symbiose seiner »Wünsche« ein. Diese geben sich so als unmodifizierter Ersatz für den Verlust infantiler *Symbiosewünsche* zu erkennen (S. 65). Dabei unbewußt wirksame, regressive Selbstanteile Wilhelms können als mitverantwortlich für das Scheitern seiner ersten Liebe außerhalb des familialen Resonanzraums verstanden werden.⁴³

Innerhalb desselben hingegen bringt die »Lebhaftigkeit und Freude am Theater« (S. 65) erfolgreiche Neuinszenierungen des intimen Beseelungs-»Schauspiels« (S. 18) hervor, insofern die getrennt-vereinten Pole der Mutter-Kind-Dyade sich dabei vervielfältigen. Mit dem Einbezug des Vaters, der »Geschwister« und darüber hinaus fremder Anderer wie des »Lieutenants« (S. 21) und der Nachbarkinder erweitert sich die Genius-Sphäre des Mutterliebings⁴⁴ zum vielpoligen Beziehungsfeld einer »ganzeln| kleinen| Gesellschaft« (S. 17). So wird im Hause Meister selber Wilhelms kreativer Umgang mit dem Selbstergänzer als psychodynamischer Variable ermutigt. Sein Erwachsenwerden wird durch gelegentliche Öffnung des intrafamilialen Beseelungsraumes für Nichtangehörige vorbereitet, die den inneren Kreis vertrauter Anderer um den äußeren von fremden Anderen erweitern. Deren Namenlosigkeit deutet auf die künftige Vielzahl an Kandidaten für Neubesetzungen der Position von Wilhelms Genius voraus. Die exemplarische Bedeutung des »Kinderspiels« (S. 13) liegt hierbei in ihrer erzieherischen Funktion, sich zum Medium spielerischer Ergänzung des Selbst und seiner Erweiterung ins Andere zu eignen.

Unter geniuspsychologischem Aspekt ist das Puppentheater also gerade nicht restringiert auf die imaginäre Szene von Reanimationsversuchen der Mutter-Kind-Symbiotik, wie die oben angeführte Lacansche Lesart es zunächst glauben machen könnte.⁴⁵ Vielmehr kommt dieses mütterliche Weihnachtsgeschenk, das die »Einbildungskraft« des Sohnes gerade auch von ihr entfesselt und seine »Vorstellungskraft« (S. 14, 20, 24 f., 27, 39) beflügelt, auch als Probestühne zum Vorschein. Auf dieser kann das »Beleben« von Puppen (S. 14) als Vorformen späterer Liebes- und Liebesverlustfähigkeiten geübt werden.⁴⁶ Diese einst im Genius-Selbst-Tandem entwickelte, im Mutter-Kind-Dual konsolidierte und lebensgeschichtlich ausreifende Belebungs-technik der »Zauberei der Liebe« (S. 57) zeigt sich etwa, wenn Wilhelm – ungeachtet und zugleich wegen der anhaltenden Verzweiflung nach dem Marianedesaster – sich des emotional vernachlässigten, puppenhaften Kindes annimmt: »Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt, in diesem Augenblick auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.« (S. 116)

Diese Gefühlsentschlossenheit Wilhelms im Eindruck des allein für ihn noch einmal aufgeführten Eiertanzes entspringt seinen Beobachtungen »jeder Bewe-

gung der geliebten Kreatur« und »wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte« (S. 116).⁴⁷ Hinter dem objektiven Blick auf den tanzenden Genius der Poesie entwickelt sich im subjektiven Spiegelreflex das Wiedererkennen des in Trauer verschütteten Selbst der Poesie.⁴⁸ Während Mignon aus melancholischer Fixierung des Verlustes ihres familiären Nahfeldes und nun in persönlicher Widmung des Tanzes sich an Wilhelm als finalen Ergänzter ihres heilsbedürftigen Selbst gleichsam auf Leben und Tod bindet, entdeckt *er in ihr* die Geschichtlichkeit und in deren Folge die Ersetzbarkeit seines Genius samt des mit diesem verquickten Selbstverständnis. Denn im verstehenden Herz-zu-Herz-Kontakt mit Mignon treten Wilhelm erneut jene tieferen Schichten seiner Genius-Geschichte zutage, auf welchen die Marianeliebe erst aufbauen konnte, welche diese genial zusammenschmolz und welche mit deren Ende im Abgrund der Trennung vom Selbst verschwunden schien.

Neben symbiotisch codierter, mütterlich unbedingter Liebe ist es namentlich das Puppenspiel als kreative Umleitung der Einbildungskraft aus dem dyadischen Beseelungsspiel mit der Mutter in eine mehrdimensionale Beziehungsstruktur, welche als »Lieblingsmaterie« (S. 16) der Selbstbildung mit dem vorgeschlechtlich-kindlichen Puppen-Genius assoziiert wird. Dessen hölzerner Tanz scheint perfekt zu sein und doch wie die Marionetten des Kinderspiels der (göttlichen) Einhauchung von Leben durch magische, poetische oder emotionale Investitionen von außen zu bedürfen.

Wie Wilhelm »aus einem dunklen Gefühl« Mignons Herkunftsverlust erfährt und ihr Schicksal durch »Inspiration« (S. 103) mit dem seinen verbindet, so ist ihr schutzgeistiges Ergänzungsverhältnis wesentlich durch Gebärden, Lieder und Tränen als Medien des »Innersten« sowie über nonverbale, speziell interkordiale, taktile und interfaziale Formen der Kommunikation organisiert (S. 142–145). Letztere sind für alle an der Stelle des inneren Anderen vorgenommen Selbstergänzungen kennzeichnend und werden auf dem langen Weg qualitativer und quantitativer Umstrukturierung verfeinert. Mignon bildet allerdings nicht nur eine weitere Faszinationsvariante, sondern ihr kommt unter geniuspsychologischer Entwicklungsperspektive die wichtige Nebenrolle einer reflexiven Scharnierstelle zu.

Denn die mit ihr erfolgte Reanimierung früherer Nähekonstellationen wiederholt nicht nur ein regressives Belebungszenario. Vielmehr erneuert sie im Anschluß an die (Genius-)Trauer um Mariane ein nachhaltiges Vertrauen in die schicksalsmächtige Feldkraft, der das Selbst in der komplizitären Bipolarität von intimen Dualsphären ausgesetzt ist. Mit der in der Mignonepisode gewonnenen Einsicht in deren Strukturalität, das heißt deren Nichtgebundenheit an bestimmte Personen, Inhalte oder Formationen, vollzieht Wilhelm die Subjektivierung seiner individualgeschichtlichen Existenz. Das in und als deren Kontinuum sich einstellende Gefühl einer Identität des Selbst wird fortan nicht mehr

ins Unbedingte verabsolutiert, sondern als bedingt durch die Präsenzform eines innersten Anderen erfahren.

Diese Selbsterfahrung in der geniuspsychologischen Matrix und das damit verbundene Grundgefühl fortgesetzten Begleitetseins noch im Wandel des Funktionsprofils (Philine, Gräfin, Natalie) der jeweiligen Geniusformation gewährleisten schließlich Wilhelms intersubjektive Berührbarkeit, Weltoffenheit und Bildungsfähigkeit. Die Individualgottheit eines Genius erscheint zuletzt in der turmgesellschaftlichen Außenperspektive inneren Geführtseins objektiviert zu einem protostrukturellen Feld starker Beziehungen, in welchem das Selbst seiner Herkunft vom Anderen gegenwärtig und seine Identität als relational bestimmte spürbar bleibt. Daß die Identität des Selbst sich nur jenseits imaginärer Selbstspiegelungen durch die Variabilität des inneren Anderen erhalten kann, wird für Wilhelm rückblickend zur Grunderfahrung von Bildung: »Jene geheimnisvollen Mächte des Turms« (S. 547) zeigen ihm bei Aushändigung des Lehrbriefes mit der »Geschichte seines Lebens [...] zum erstenmal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst« (S. 505).

Schluss. – Die psychodynamische Perspektivierung des Geniuskonzepts mit seiner variablen Ergänzenbarkeit des Selbst stellt eine Erklärung bereit, warum Wilhelms Übertragungsaktivität sich nicht – wie etwa Mignons – in regressiver Liebe erschöpft, sondern in produktive Formen übergeht. Darin unterscheidet sich meine Deutung von anderen tiefenpsychologisch verfahrenenden, welche dieser Ursachenforschung keine Aufmerksamkeit schenken.

Der Grund hierfür scheint mir darin zu liegen, daß insbesondere Hörisch seinen Interpretationsweg zu weit mit Lacan als maßgeblichem Referenztheoretiker geht. Mit diesem läßt sich zumal in der Literatur unterhalb der Ebene des Imaginären nicht überzeugend weiterforschen, ohne in die Irre des »Spiegelstadiums als Bildner der Ich-Funktion« beim achtzehn Monate alten Kleinkind geführt zu werden.⁴⁹ Das Dyaden-Glück der frühen Mutter-Kind-Wahrnehmung einschließlich kommunikativer Vorformen aber als rein imaginär und gleichsam als phantasmatische Notlösung für ein heillooses, menschliches Anfangschaos abzutun, nur um ein immer schon desintegriertes Subjekt, ein ursprünglich zerstückeltes Körperbild oder ein psychotisch dissoziiertes Selbst annehmen zu können – dies allerdings führt in eine nicht nur theoretische Sackgasse.

Es kann auch zu einer literaturwissenschaftlichen Lektürepraxis verleiten, welche in *Wilhelm Meister* die Liebe insgesamt einer tödlichen Logik unterwirft. Diese muß dann schon von ihrem Ursprung her vom Mangel eines Begehrens gezeichnet sein, das strukturell unbefriedigbar ist, wie jede Liebe unerfüllbar, da phantasmatisch ist. Dies jedoch ist allenfalls die halbe Wahrheit der Liebe,

namentlich ihr hoffnungslos passionierter, verrückt machender oder ihr Wert-her-Anteil. Die andere Wahrheit der Liebe bei Goethe wäre eine solche, deren psychogenetische Wurzeln tiefer reichen als die Sozialisationsspiele der bürgerlichen Kleinfamilie es vermögen, diesen prä-imaginär vorausliegen auch in dem sehr realen Sinne, daß sie über den Ausgang der von diesen induzierten Psychodramen und über den Umgang mit Identitätszumutungen und Verlustserfahrungen letztlich entscheiden.

Die Wilhelms Lehrjahren eingeschriebene Sequenz intimer Desillusionierungen führt zu Enttäuschungen *und* Bereicherungen. Sie ist in ihrer Um-besetzungsdynamik entzifferbar als Kontinuum qualitativ modifizierter und nicht nur schematisch wiederholter Übertragungen und damit lesbar als der serielle Ausdruck eines Grundvertrauens in die Erfahrungsmöglichkeit des Anderen als Garant des Realen. Im Unterschied zur unglücklich vereinseitigten Objektwahl neurotischer Wiederholungen birgt Wilhelms diversifizierte Objektziehung im Sinne von Geniusvariationen Lern- und Glücksmöglichkeiten, die seine Übertragungsliebe letztlich als eine psychodynamisch konstruktive erkennen lassen.

Hierfür spricht nicht erst die gelungene Initiation in die Turmgesellschaft, die Wilhelms Bildungsweg *ex post* als Reifungsprozeß überschaubar sein läßt. Dessen erfolgreicher Abschluß hat die Goetheinterpretation oft genug zur Ausblendung seiner Verlustgeschichte verleitet. Vielmehr deuten die in Genius-Allianzen erfahrenen Gefühlsmomente auch inmitten imaginär verstrickter Beziehungsverhältnisse auf Primärerfahrungen hin, die Wilhelm die psychische Kraft zu deren Auflösung im lebensgeschichtlich Realen verleihen.

Wilhelms in Puppenspielzeiten vorgenommene Idealisierung der prä-ödi-palen Mutter-Kind-Kommunikation zum »paradiesischen Zustand« (S. 57) ist nicht allein unter dem Aspekt der Abwehr symbollogischer Realitätszumutungen zu verstehen; vielmehr *auch* als Hinweis auf noch frühere Erfahrungen von realer Zwei-Einheit in plazentalen Vorformen, die in der Idealisierung qua Erinnerung fortleben. Dieses realitätsfähige Moment in Idealisierungen zeigt sich schließlich *auch nach* erfolgreich durchlaufener Triangulierung.

Denn Wilhelm wird mit der von ihm imaginativ ins Ästhetisch-Ethische überhöhten Natalie⁵⁰ die ideale Frau im geniusfunktionalen Sinne eines erwachsenen »Supplements« männlicher »Existenz« zugeführt (S. 565).⁵¹ Diese bemerkenswert unkörperlich geratene Verkörperung beziehungsstarker Weiblichkeit figuriert innerhalb der symbolischen Ordnung der Intersubjektivität als die selbstlose Ergänzerin des männlichen Bildungssubjekts. Als solche steht sie bereit, dessen Verlust an imaginärer Größe durch reale Beziehungserfahrungen zu kompensieren, welche ihrerseits an die erfahrene Bedingungslosigkeit des symbiotischen Duals anknüpfen können.

Wie philosophische Theoreme von ursprünglicher Zerrissenheit ignorieren auch psychoanalytische Dogmen von primärer Desintegriertheit des Selbst die

Möglichkeit eines in sich medial verfaßten Subjekts. Mit ihr muß dessen Identität dann freilich diesseits sowohl substanz- als auch differenzlogischer Konstruktionen beziehungs- und vollzugslogisch gedacht werden. Nämlich als eine Relation, welche nicht etwa ihr strukturell vorausliegende Relate verbindet, sondern welche selbst Relat ist, das heißt sich allererst als Relation durch dieselbe prozeßhaft konstituiert. So stellt sich im Saal der Vergangenheit Wilhelms Bildung dar als die Fähigkeit zur Rekapitulation von Identität und Verlust innerhalb eines prozessualen Vollzugs von gelungenen Genius-Substitutionen.

Diesem subjekttheoretischen Fluchtpunkt meiner Deutung korrespondiert in der textuellen Tiefenstruktur nicht deren zentraler Sinn. Wohl aber kreist jene dem interpretatorischen Zugriff sich entziehende Sinnbewegung um ihn, welche den *Wilhelm Meister* auch für seinen Autor zu »eine[r] der incalculabelsten Produktionen« machte, »mag man sie im Ganzen oder in ihren Teilen betrachten«.⁵²

Anmerkungen

- 1 Hierzu Friedrich A. Kittler: *Über die Sozialisation Wilhelm Meisters*, in: Friedrich A. Kittler, Gerhard Kaiser: *Dichtung als Sozialisationsspiel. Studien zu Goethe und Gottfried Keller*, Göttingen 1978.
- 2 Philipp Sarasin: *Goethes Mignon. Eine psychoanalytische Studie*, in: *Imago*, 15 (1929), S. 349–399; Kurt R. Eissler: *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*, 2 Bde., Frankfurt/Main 1983, 1984; David Roberts: *The Indirections of Desire: Hamlet in Goethe's »Wilhelm Meister«*, Heidelberg 1980; Jochen Hörisch: *Glück und Lücke in »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*, in: Hörisch: *Gott, Geld und Glück. Zur Logik der Liebe in den Bildungsromanen Goethes, Kellers und Thomas Manns*, Frankfurt/Main 1983.
- 3 Zu nennende Aufsätze sind hier etwa Catriona McLeod: *Pedagogy and Androgyny in Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: *Modern Language Notes*, 108(1993)3; John H. Smith: *Cultivating Gender: Sexual Difference, Bildung, and the Bildungsroman*, in: *Michigan Germanic Studies*, 13 (1987), S. 206–225. Mit sporadischem Bezug zur Psychoanalyse ohne neue Perspektiven Stefan Blessin: *Goethes Romane: Aufbruch in die Moderne*, Paderborn 1996. In den *Lehrjahren* sei »der erste moderne Psychologe« am Werk gewesen, und überhaupt, als »Autor seiner Romane gehört Goethe mit unter die Ersten, die die Welt mit den Augen des Soziologen, des Ökonomen, des Psychologen und sogar des Psychoanalytikers gesehen haben«, (Ebd., S. 202, 11).
- 4 Die Textgrundlage bildet Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: *Goethes Werke*, Bd. 7 der *Hamburger Ausgabe*, textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, 12. Aufl., München 1989, S. 619. Im folgenden die Seitenangaben im laufenden Text in Klammern, in den Anmerkungen zitiert als HA mit Seitenzahl.
- 5 Zu Wilhelms Talent oder aber Dilettantismus siehe Nicholas Vazsonyi: *Goethe's Wilhelm Meisters Lehrjahre: A Question of Talent*, in: *The German Quarterly*, 62(1989)1.
- 6 Die kohärenzstiftenden Sinnerspektiven psychologischer Ansätze werden von gattungstheoretischen Deutungsansätzen leichtfertig verkannt, wenn etwa Brown behauptet: »The Lehrjahre works not in terms of psychological causality and continuity, but through juxtaposition of a series of distinct but parallel happenings. All of the

- elaborate closure in the plot is a matter of the most extravagant coincidence.« Jane K. Brown: *The Theatrical Mission of the Lehrjahre*, in: William J. Lillyman (Ed.): *Goethe's Narrative Fiction. The Irvine Goethe Symposium*, Berlin–New York 1983, S. 83.
- 7 Einem überkommenen Forschungsstrang entgegengesetzt arbeitet Hörisch das Überindividuelle heraus: »Begreifen sie [die Individuen] sich nämlich identitätsphilosophisch als ineffable Individuen und die sie umgebenden Ereignisse als stets neue, so läßt Goethes Roman die Umkehrung dessen gelten.« Hörisch: *Glück*, S. 34.
- 8 Zu diesem Aspekt in diskurshistorischem Kontext ausführlich Kittler: *Sozialisation*, S. 29–56. Auf das Thema Kindheit in den *Lehrjahren* aus der Perspektive der *Wanderjahre* bereits H. M. Waidson: *Death by Water: Or, the Childhood of Wilhelm Meister*, in: *The Modern Language Review*, 56(1961)1.
- 9 »Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt, die Unkosten des Gesprächs allein trägt und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Silben der ausgerufenen Worte wiederholt.« (HA, S. 57).
- 10 Bei Lessing und bis in die frühe Goethe-Zeit dient die Familie vor allem als Matrix zur Generierung einer universalisierbaren Tugendidee (Sara Sampson, Emilia Galotti). Dadurch erhält das Emanzipationstreben des Bürgertums ebenso ideellen Elan wie moralisches Selbstbewußtsein, und sein Individuum bleibt zurückgebunden an den imaginierten Ort einer glücklichen Herkunft. Dieser familiale Ort ist ebenso sozial und kulturell markiert wie psychologisch und ideologisch konstruiert. Die bürgerliche Herkunftsfamilie wird in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* reflektiert als Ausgangspunkt einer Selbstwerdung, die auf individueller Ebene jenes Emanzipationstreben der gesellschaftlichen Klasse wiederholt. Damit werden sozialhistorische Bedingungen der Möglichkeit von kollektiver Identität korreliert mit entwicklungs- und familienpsychologischen Bedingungen der Möglichkeit von individueller Identität. Siehe in ähnlicher Hinsicht Kittler: *Sozialisation*, S. 13–124; Jochen Hörisch: *Die Tugend und der Weltlauf in Lessings bürgerlichen Trauerspielen*, in: *Euphorion*, 74 (1980), S. 186–197.
- 11 Zum historischen Übergang von Pädagogik zu Bildung vgl. Kittler: *Sozialisation*, S. 16.
- 12 Darin behält Kittler recht, wenn er in der Beziehung zu Mariane die Fortsetzung von »etwas Altem« und nicht eine Initiierung »in Neues« sieht: »die Liebe zum Theater, die Wilhelm ihr als geheimen Leitfadens seines Lebens bekennt«, plaziert Mariane in einer matrilinearen »Serie von Ersatzobjekten, deren l. . . l Ursprung eine Imago der Herkunftsfamilie ist«. (Kittler: *Sozialisation*, S. 33 f.)
- 13 Zur symbolischen Bedeutung der Chlorinde-Figur für Wilhelms Imagination Hans-Jürgen Schings: *Symbolik des Glücks. Zu Wilhelm Meisters Bildergeschichte*, in: Ulrich Goebel, Wolodymyr T. Zyla (Ed.): *Johann Wolfgang von Goethe: One Hundred and Fifty Years of Continuing Vitality*, Lubbock 1984. Zu Chlorindes die amazonische Androgynität erstmals figurierenden Funktion MacLeod: *Pedagogy*, S. 413 f.
- 14 Dorrit Cohn: *Wilhelm Meister's Dream: Reading Goethe mit Freud*, in: *The German Quarterly*, 62(1989)4.
- 15 Ausgeblendet wird dabei der dem widersprechende Sachverhalt, daß Wilhelms Werben um die spätere Frau Lotharios durchaus erfolgreich ist, und daß er nicht einmal die offene Konkurrenz mit diesem scheut. Der Romanschluß inszeniert sogar ein transödpales Versöhnungsfinale der beiden, wenn ihre Doppelhochzeit mit Therese und Natalie sie psychologisch auf Augenhöhe und als Schwager familiär zueinander stellt.

- 16 Zur Paternalität als Grundzug der symbolischen Ordnung in historischem Kontext sowie zur Patrilinearität als Grundthema siehe Elisabeth Krimmer: *Mama's Baby, Papa's Maybe: Paternity and Bildung in Goethe's Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: *The German Quarterly*, 77(2004)3. Kritisch zur »patriarchal obsession« in der Goetheforschung Jill Anne Kowalik: *Attachment, Patriarchal Anxiety, and Paradigm Selection in German Literary Criticism*, in: *The German Quarterly*, 77(2004)1, S. 6.
- 17 Hörisch: *Glück*, S. 51, übereinstimmend unter anderem mit Karl Schlechta: *Goethes Wilhelm Meister*, Frankfurt/Main 1953.
- 18 Sigmund Freud: *Der Mann Moses*, in: Freud: *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 266; zitiert nach Hörisch: *Glück*, S. 51.
- 19 Hörisch: *Glück*, S. 51.
- 20 Zu Friedrich als der einzigen männlichen Figur mit androgynen Tendenzen im Kreise der weiblichen, von transvestitischen Codierungen überzogenen Frauenfiguren des Romans siehe MacLeod: *Pedagogy*, S. 423-425.
- 21 Zur über psychologische Aspekte hinausgehenden, »generellen sinngebenden Funktion dieser geheimen Gesellschaft« Wilfried Barner: *Geheime Lenkung. Zur Turmgesellschaft in Goethes Wilhelm Meister*, in: William J. Lillyman (Ed.): *Goethe's Narrative Fiction. The Irvine Goethe Symposium*, Berlin-New York 1983, S. 86. Barner hebt zudem die in unserem Zusammenhang wichtigen Aspekte von Wilhelms »Urvertrauen« einerseits, seiner »Desillusionierung« andererseits hervor (ebd., S. 101-108).
- 22 Diese beschönigende Einseitigkeit bildet zusammen mit der Idealisierung der Turmgesellschaft die Stoßrichtung schon von Schillers Kritik: »Daß im gewöhnlichen Verständnis der Turm als Ort der vollendeten Harmonie, als philosophisches Ideal, als Utopie der Humanität fungiert, ist ein eklatantes Zeichen für die Fühllosigkeit und Blindheit der tradierten Goethe-Lektüre«. Mit Hilfe der Sentenzen, welche die Turmmitglieder parat halten, hat sie sich von weiterem Lesen dispensiert und nur abgezogene Begriffe wiederholt. Wer nicht schon über die tödlichen Ausgänge der beiden letzten Bücher stutzt – mit der Botschaft vom Tod Aurelies kommt Wilhelm bei Lothario an l. . J., die Nachricht vom Tod Marianes ereilt Wilhelm hier l. . J., Mignon und der Harfner sterben während der, genauer: an den Erziehungsmaßnahmen der Turmgesellschaft –, der muß die Brutalität einer Pädagogik, die über Leichen geht, zur Maxime seines Lesens gemacht haben.« Heinz Schlaffer: *Exoterik und Esoterik in Goethes Romanen*, in: *Goethe-Jahrbuch*, 95 (1978), S. 219. Der herkömmlichen Goethedeutung gegenüber kritische Ansätze gehen vor allem zurück auf Schlechta: *Wilhelm Meister*.
- 23 Peter Sloterdijk: *Sphären I: Blasen, Mikrosphärologie*, Frankfurt/Main 1998.
- 24 Diesen Ausdruck verwendet für Felix in seiner Bedeutung für Wilhelm Emil Staiger: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: Staiger: *Goethe*, Bd. 2: *1786-1814*, Zürich 1956, S. 137. Im Anschluß an und im Unterschied zu Staiger spricht mit Bezug auf Mignon vom »Genius der Frühe« und Schmerzenskind aus unglücklicher Liebe in einem« Monika Fick: *Mignon - Psychologie und Morphologie der Geniusallegorese in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«*, in: *Sprachkunst*, 8 (1982), S. 11.
- 25 Vgl. zum plazentalen Double und der Theoretisierung des Mutterschoßes als Mikrosphäre Sloterdijk: *Sphären I*, S. 275-327, 347-401.
- 26 Dieser Ausdruck geht zurück auf die Rezension Ludwig Ferdinand Hubers aus dem Jahre 1801, zitiert in Klaus F. Gille: *Goethes Wilhelm Meister. Zur Rezeptionsgeschichte der Lehr- und Wanderjahre*, Königstein/Ts. 1980, S. 48.
- 27 In diesem Sinne verstehe ich Goethes bezüglich der *Lehr- und Wanderjahre* geäußertes Verständnis dafür, »daß den Lesern vieles rätselhaft blieb«, sowie seine gegen-

über dem Kanzler von Müller am 8. Juni 1821 rückblickend geäußerte Beschwichtigung: »Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas anderes dahinter. Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem.« (HA, S. 574).

- 28 Censorinus: *Betrachtungen zum Tag der Geburt. De die natali*, in deutscher Übersetzung hg. von Klaus Sallmann, Weinheim 1988, S. 15–17; zitiert nach Sloterdijk: *Sphären I*, S. 422.
- 29 Das Interesse für die von der Mignonfigur ausgehende Faszination hat zu einem eigenen Forschungsweig geführt, innerhalb dessen ihre Deutung als guter Genius eine wichtige Rolle spielt. Fick: *Mignon*, hat diesbezüglich unter Aufarbeitung der Forschung bis in die 1980er Jahre hinein eine weitführende Differenzierung geleistet. Ficks Interesse richtet sich aber letztlich auf eine Herauslösung der Mignondeutung aus psychoanalytischen Zusammenhängen und einer Selbstpositionierung gegenüber den mythologischen Deutungsansätzen von Staiger: *Lehrjahre*; Wendelin Schmidt-Dengler: *Genius. Zur Wirkungsgeschichte antiker Mythologeme in der Goethezeit*, München 1978; Hannelore Schläffer: *Wilhelm Meister. Das Ende der Kunst und die Wiederkehr des Mythos*, Stuttgart 1980. Dabei sieht sie folgende vier Richtungen als repräsentativ an für die Mignon-Forschung: »Mignon reduziert auf ein Summationsymbol regressiver Tendenzen in Wilhelm oder abstrahiert zur Göttin, eingeglättet in die Schicht eines in sich harmonischen, rein menschlichen Daseins oder auch aus dem Lebensraum des Romans herausgenommen als Zeugnis für einen bedrohlich fremden, außernatürlichen Bereich: die Beurteilung der italienischen Mädchen-gestalt in den Lehrjahren schwankt vom Verdikt über den verwachsenen Zwitter als Verkörperung falschen Strebens bis zu ihrer Apotheose als einer Inkarnation der seligen Sehnsucht.« (Fick: *Mignon*, S. 3) Dem entsprechen der Reihenfolge nach folgende Referenzen: Per Ørngaard: *Die Genesung des Narcissus. Eine Studie zu Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Kopenhagen 1978; Johanna Lienhard: *Mignon und ihre Lieder, gespiegelt in den Wilhelm-Meister-Romanen*, Zürich München 1978; Rudolf Schottlaender: *Das Kindesleid Mignons und ihre Verwandtschaft mit Gretchen und Klärchen*, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1979*; Staiger: *Lehrjahre*, S. 128–175. Für unseren Zusammenhang der Psychogenese des Genius in der Perspektive von Wilhelms Entwicklung außerdem Hellmut Ammerlahn: *Wilhelm Meisters Mignon - ein offenes Rätsel. Name, Gestalt, Symbol, Wesen und Werden*, in: *DVjS*, 42 (1968), S. 89–116, hier der Bezug auf die ältere Mignon-Forschung S. 89; ders.: *Mignons nachgetragene Vorgeschichte und das Inzestmotiv: Zur Genese und Symbolik der Goethischen Geniusgestalten*, in: *Monatshefte*, 64 (1972), S. 15–24. In Absetzung von Ammerlahn betont Fick die über Wilhelms Erlebniswelt hinausreichende Eigenständigkeit der Mignon-Figur. Dazu ausführlich ihr Buch *Das Scheitern des Genius. Mignon und die Symbolik der Liebesgeschichten*, Würzburg 1987. Zum Fortgang der Forschung zu Mignon mit einer Bibliographie Gerhart Hoffmeister (Hg.): *Goethes Mignon und ihre Schwestern: Interpretationen und Rezeption* (California Studies in German and European Romanticism and in the Age of Goethe, Vol. 1), New York 1993. Zu Mignon als Personifizierung der Kindheit in kulturhistorisch erweiterten Zusammenhängen Carolyn Steedman: *Strange Dislocations: Childhood and the Idea of Human Interiority, 1780-1930*, Cambridge/Mass. 1995.
- 30 Zum Inzestmotiv Hellmut Ammerlahn: *Mignons nachgetragene Vorgeschichte und das Inzestmotiv: Zur Genese und Symbolik der Goethischen Geniusgestalten*, in: *Monatshefte*, 64 (1972), S. 15–24.
- 31 Zur diesbezüglichen Forschung einführend Erika Nolan: *Wilhelm Meisters Lieblingsbild: Der kranke Königssohn. Quelle und Funktion*, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen*

- Hochstifts 1979. Zuvor ohne psychoanalytische Deutungsmöglichkeiten fruchtbar zu machen Christoph E. Schweitzer: *Wilhelm Meister und das Bild vom kranken Königssohn*, in: *Publications of the Modern Language Association of America*, 72(1957)3.
- 32 Zur regressiven Dimension der Mignonbeziehung im psychoanalytischen Sinne einer imaginären »Reise in ein Kinderland« Ørngaard: *Narcissus*, S. 78.
- 33 Hieran hat zwar auch Werners Dazwischenstehen durch »Kälte« und »Härte« seinen Anteil, jedoch zeigen Wilhelms Schuldgefühle und »Rückfälle« nach Jahren noch die aus intrinsischer Motivlage versäumte Möglichkeit einer Aussprache mit Mariane samt »Vergebung«: »War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte?« (*HA*, S. 85 f.)
- 34 Vgl. die Etymologie von »Religion«: lat. *religere* = zurückbinden. Aufschlußreich für den Zusammenhang von tiefenpsychologischer und religionspsychologischer Perspektivik sowie desjenigen zwischen der »geraden|n Richtung« des »Herzens zu Gott« und dem »Umgang mit den »beloved ones« sind die »Bekenntnisse einer schönen Seele« im sechsten Buch (*HA*, S. 387). Das »wahre Gefühl«, »Seligkeit« und die »echte|n Erfahrungen« artikulieren sich in der pietistischen Sprache des »Herzens« als Gottes- und Selbsterfahrung gleichermaßen, indem sie auf »dem Glücke Iheruhen|, sich seines eignen Selbst, ohne fremde Formen, in reinem Zusammenhang bewußt« werden zu können (*HA*, S. 388).
- 35 Hierzu Sloterdijk: *Sphären I*, S. 275–327 (Die Klausur in der Mutter. Zur Grundlegung einer negativen Gynäkologie), S. 347–401 (Der Urbegleiter. Requiem für ein verworfenes Organ).
- 36 Siehe zur »Offenheit der Welt [als] das Geschenk des Doubles als Membran« Sloterdijk: *Sphären I*, S. 449 f.: »Das Subjekt und sein Ergänzer bilden gemeinsam zunächst eine weltlose – oder eigenweltliche – Intimitätszelle; aber weil das Subjekt von seinem Double, und zunächst nur von ihm, über das Volumen der »Welt« in der gegebenen Kultur informiert wird, hängt der Zugang zum Außen für das werdende Subjekt ganz von den Membranqualitäten des inneren Anderen ab. Indem es dem innigen Anderen entgegenfliegt, entfaltet es sich selbst auf dessen weitere Welt hin.«
- 37 Zu diesem Ausdruck und seinem sachlichen Zusammenhang mit dem Geniuskonzept siehe Sloterdijk: *Sphären I*, S. 445.
- 38 Sperata hingegen läßt ihr Kind zwar nicht aus Nachlässigkeit psychisch verwahrlosen, scheint ihm aber doch mit der durch ihre Schuldgefühle bedingten Ambivalenz eine double-bind-Situation zuzumuten, deren Pathogenität aus der kindheitspsychologischen Schizophrenieforschung bekannt ist.
- 39 G.F.W. Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*, Bd. 3, in: *Werke*, Bd. 30, Frankfurt/Main 1986, S. 124. Vgl. hierzu Sloterdijk: *Sphären I*, S. 240, 423, 451.
- 40 »Jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuschauers fliehen, die zu genießen Götter den schmerzlosen Zustand der reinen Seligkeit zu verlassen sich entschließen dürften! – Mich zu erinnern? – Als wenn man den Rausch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unsere Sinne, von himmlischen Banden umstrickt, aus aller ihrer Fassung reißt!« (*HA*, S. 73)
- 41 Zu den Themen Fetischismus (das Arztbesteck im *Wilhelm Meister*) und Idolisierung (Nataliens als Amazonenerscheinung) siehe Hartmut Böhme: *Fetisch und Idol. Die Temporalität von Erinnerungsformen in Goethes Wilhelm Meister, Faust und der Sammler und die Seinigen*, in: Peter Matussek (Hg.): *Goethe und die Verzeitlichung der Natur*, München 1998.

- 42 Allerdings ahnt Wilhelm durchaus etwas davon, wenn er seiner Mutter, die mit der Theaterleidenschaft des Sohnes wegen des diesbezüglichen Unmuts des Vaters hadert, antwortet: »Schelten Sie das Puppenspiel nicht, lassen Sie sich Ihre Liebe und Vorsorge nicht gereuen! Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß.« (HA, S. 12).
- 43 Grundlegend zum Thema Liebe Gerhard Neumann: »*Ich bin gebildet genug, um zu lieben und zu trauern*«. *Die Erziehung zur Liebe in Goethes Wilhelm Meister*, in: Titus Heydenreich (Hg.): *Liebesroman - Liebe im Roman*, Erlangen 1987.
- 44 Die konstruktive Rolle des Genius sieht Freud in der Mutter selber verkörpert, wenn er mit Bezug auf Goethe schreibt: »Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolges, welche nicht selten wirklich den Erfolg nach sich zieht. Und eine Bemerkung solcher Art wie: Meine Stärke wurzelt in meinem Verhältnis zur Mutter, hätte Goethe seiner Lebensgeschichte mit Recht voranstellen dürfen.« Sigmund Freud: *Eine Kindheitserinnerung aus Dichtung und Wahrheit (1917)*, in: Freud: *Studienausgabe*, Bd. 10, S. 266.
- 45 Hierzu sowie zur psychologischen Vermittlungsleistung der Sprach-Institution Theater hinsichtlich des Imaginären (Wunschleben) und des Symbolischen (Intersubjektivitätsordnung) siehe Hörisch: *Glück*, S. 44-51.
- 46 Der Bühnenraum wird explizit in Analogie zur Beseelungssphäre der Liebe angesprochen: »Es scheint mir unmöglich, daß da nur zwei Türpfeiler sein sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war. Ach, wer eine verlorne Liebe sucht, kann nicht unglücklicher sein, als ich mir damals schien.« (HA, S. 17) Zudem werden durch das Puppenspiel ödipale Konflikte (David gegen Goliath) spielerisch agiert wie auch spätere Beziehungstragödien (Tankred und Chlorinde) wie die mit Mariane imaginativ antizipiert. Zur Bedeutung von Tassos *Die Befreiung Jerusalems* in solcher Hinsicht siehe Fick: *Scheitern*, S. 70-72: »Verborgen, hintergründig wiederholte sich in der Beziehung zu Mariane die Geschichte von Tankred und Chlorinde« (Ebd., S. 80 f.).
- 47 Sie ist darüber hinaus kompensatorisch bedingt durch das Spüren seiner »alten Wunden«, die »traurige[n] Gedanken« an Mariane: Er »sah sie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hilfe herumirren, wahrscheinlich mit seinem eigenen Kinde herumirren, Vorstellungen, welche das schmerzlichste Gefühl in ihm erregten« (HA, S. 115).
- 48 Vgl. hierzu mit erhellenden Vergleichsbezügen zur Fassung der *Theatralischen Sendung* Fick: *Scheitern*, S. 86: »Mignons stummer Eiertanz ist optisches Pendant zu der ausgefallenen Metapher »Bewegung des Rades, das sich in meinem Herzen dreht«, HA, S. 67; wie ein »Räderwerk« (HA, 110) agiert die Kunstfigur; dinghaft-wörtlich symbolisieren die Kreise des Tanzes das schöpferische und zugleich unbegreifliche Leben, das in Wilhelm sich regt.«
- 49 Jacques Lacan: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion*, in: Lacan: *Schriften I*, Frankfurt/Main 1975.
- 50 Zu Natalie im Sinne einer Gegenfigur zu Mignon und als »die gestaltgewordene »klassische Kritik« an Wilhelms Liebes- und Dichterträumen« siehe Fick: *Mignon*, S. 45 f.
- 51 Friedrich Schlegel sieht in Natalie sogar das »Supplement des Romans«, der nach dem Abschluß mit der auf Männlichkeit bezogenen Bildungsthematik auf eine »Theorie der Weiblichkeit« ziele, in: Schlegel: *Schriften zur Literatur*, hg. von Wolfdietrich Rasch, 2. Aufl., München 1985, S. 276.
- 52 Aus den Gesprächsaufzeichnungen des Kanzlers von Müller am 22. Januar 1821 (HA, S. 619).
-